

Mindy McGinnis  
Bis zum letzten Tropfen



MINDY  
McGINNIS

BIS ZUM  
LETZTEN  
TROPFEN

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Stefanie Zeller



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel  
*Not a Drop to Drink*  
bei HarperCollins, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2013 by Mindy McGinnis  
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Babette Mock  
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München,  
unter Verwendung eines Motivs von © Randy Olson, Getty Images, und  
© Yolande de Kort, Trevillion Images und Shutterstock  
Jacket design by Erin Fitzsimmons  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-26897-5

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

Für meine Eltern.  
Sie haben mir vorgelesen.



# EINS

Lynn war neun, als sie das erste Mal tötete, um den Weiher zu verteidigen. Der süße Geruch des Wassers hatte den Mann angelockt, den sie abschoss wie die Rauchschnalben, wenn sie herabstießen, um zu trinken. Davor hatte Mutter jeden getötet, der sich dem Weiher genähert hatte, doch in den folgenden sieben Jahren fielen sie auch durch Lynns Gewehr. Erst wurde ihre Existenz einfach durch eine Kugel ausgelöscht, dann noch vor Sonnenaufgang durch die Kojoten. Tod und Schießpulver, das waren Gerüche ihrer Jugend, doch heute trug die Herbstbrise etwas weniger Vertrautes zu ihrem Ausguck auf dem Dach. Ihre Nase kräuselte sich.

»Was ist das?«, fragte Lynn unruhig. »Es riecht wie Rauch, aber irgendetwas stimmt daran nicht.«

Mutter wies mit dem Kopf auf das neben ihr liegende Fernglas. »Osten.«

Als Lynn hindurchsah, entdeckte sie einen schmalen Streifen weißen Rauchs, der über den Bäumen aufstieg, kaum sichtbar gegen den grauen Abendhimmel.

»Sie verbrennen Grünholz. Deshalb riecht es so komisch. Viel Wärme bringt das nicht, qualmt aber stark.« Mutter trat gegen einen Kiefernzapfen, der sich auf das

Dach verirrt hatte, und er fiel hinunter auf den Boden. »Ich glaube, sie wissen nicht viel über das Leben im Freien.« Sie beschattete die Augen mit der Hand gegen die letzten roten Strahlen der Sonne. »Außerdem machen sie den ganzen Tag Feuer, nicht nur, wenn sie es zum Kochen brauchen, was mir sagt, dass sie jemanden warm halten, der es braucht – einen Kranken vielleicht. Oder sie haben kleine Kinder dabei.«

»Sieht so aus, als wären sie unten beim Fluss«, sagte Lynn. »Die sollten uns keinen Ärger machen. Sie haben ihr eigenes Wasser.«

»Bis der Fluss austrocknet, wie jeden Sommer. Dann könnten sie sich schon für uns interessieren.«

»Er trocknet aus«, stimmte Lynn ihr zu, »oder er reißt sie im Frühjahr mit, so wie die letzte arme Kuh, die sich dorthin verirrt hat.«

Der feste Strich von Mutters Mund wurde noch schmaler. »Auf den Fluss darfst du nicht zählen. Aus gutem Grund hat sich noch niemand dort dauerhaft niedergelassen. Sieht nicht so aus, als könnten diese Leute den Himmel von der Erde unterscheiden. Ich bezweifle, dass unter ihnen ein Jäger ist ...« Sie brach ab und sah zu, wie der weiße Rauch sich auflöste. »Ich gebe ihnen drei Schneefälle. Dann sehen wir keinen Rauch mehr im Osten.«

Lynn ließ das Fernglas von ihrem Hals hängen. »Ist das dasselbe Feuer, das du schon mal gesehen hast?«

Mutter schüttelte den Kopf und zeigte nach Süden, wo kein Rauch über den Baumwipfeln aufstieg, keine Vögel Alarm schlugen.

»Ich sehe nichts.«



»Ganz genau«, sagte Mutter. »Im Süden war immer abends und morgens Rauch. Gestern nicht. Und heute auch nicht.«

»Dann haben sie das Lager abgebrochen und sind weitergezogen.«

»Dafür gibt es keinen Grund. Sie haben sich in einer kleinen Stadt niedergelassen namens South Bloomfield. In der Flussbeuge, da gibt es reichlich Wasser, reichlich Bäume zum Fällen. Ein guter Platz«, gab Mutter zu. »Den würde ich mir auch aussuchen, wenn ich nicht hier wäre.«

Sie verstummte, streckte sich auf dem Bauch aus und hob das Gewehr, um durch das Zielfernrohr zu blicken. Lynn saß schweigend neben ihr und wartete auf eine Erklärung.

»Ist dir die letzten drei Male, als du abends Wasser holen gegangen bist, etwas aufgefallen?«

Lynn schüttelte den Kopf.

»Kennst du den Mama-Waschbär? Den großen, der jede Nacht durch das Feld hinterm Haus läuft?«

Lynn nickte. Die Waschbärin war kaum zu übersehen, denn ihr gekrümmter Rücken ragte aus dem Gras, das auf den verlassenen Feldern rund um das Haus wuchs.

»Ja, was ist mit ihr?«

»Sie ist nicht mehr unterwegs. Will wohl nicht das Feld durchqueren.«

Lynn spürte, wie sich ihre Nackenhaare aufstellten, eine primitive Reaktion auf Gefahr, die sie, wie sie gelernt hatte, besser nicht ignorieren sollte. »Glaubst du, sie beobachten uns? Glaubst du, da ist jemand im Zaunstreifen?«

»Vielleicht. Und wer immer sie sind, sie machen kein Feuer mehr, weil wir glauben sollen, dass sie weg sind. Ohne Feuer bekommen sie abends nicht viel zu essen. Ohne ein heißes Abendessen hält es niemand lange aus, wenn er nicht muss. Sie werden bald kommen.«

»Um uns zu holen?«

»Um sich alles zu holen.«

Lynn zog ihr Gewehr in den Schoß. Das kalte Metall gab ihr mehr Trost, als es Mutters Berührung je gekonnt hätte. Ihr Finger bog sich um den Abzug, legte sich fest darum, wie sie es vor so langer Zeit schon erlernt hatte. Sie glitt auf den Bauch neben ihre Mutter, sah, wie das Sonnenlicht sich in den Läufen ihrer Gewehre spiegelte. Das Warten war immer das Schlimmste und der Gewehrknall eine Erleichterung.

Vor Jahren hatte Mutter ihr Bilder von Verdursteten gezeigt. Die Haut hing ihnen von den Knochen wie die Tapete, die sich im Flur im ungenutzten Obergeschoss von den Wänden schälte, ihre geschwollenen Zungen hatten sich zwischen den aufgesprungenen, blutenden Lippen hervorgedrückt, und die Augen lagen so tief in den Höhlen, dass die Umrisse der Schädel deutlich zu erkennen waren.

»Willst du so sterben?«, hatte Mutter an diesem Abend gefragt und seitdem jeden Abend wieder.

Lynns Antwort lautete immer gleich. »Nein.«

Und Mutters Erwiderung war ihr Abendgebet. »Dann wirst du töten müssen.«

Reue war etwas für Menschen, die nichts zu verteidigen hatten, Menschen, die kein Wasser hatten.

Als Lynn zehn Jahre alt war, hatte Mutter in einem ihrer gelegentlichen Anfälle von Optimismus den Kurzwellenempfänger eingeschaltet. Ob sie darauf gehofft hatte, dass irgendwo in der Welt wieder Normalität eingekehrt war oder dass die Städte begannen, die Kontrolle über die Wasserversorgung zu verlieren, Lynn wusste es nicht. Doch was sie dann tatsächlich in den Nachrichten hörte, brachte Mutter dazu, das Radio zu zerschlagen, ohne Rücksicht darauf, was die Außenwelt möglicherweise noch zu bieten hatte.

Cholera. Mutter erklärte ihr, dass es einst die gefürchtetste Krankheit der Welt gewesen war, die die Menschen am Morgen befiel und bis Einbruch der Nacht umgebracht hatte. Sie wurde durch das Wasser übertragen, war ansteckend und tödlich. Dank sauberer Wasserquellen und Antibiotika war sie in den letzten Jahrzehnten sehr selten geworden, doch nun tranken die Verzweifelten sogar brackiges Wasser, und der Bedarf an Medikamenten überstieg bei Weitem den Bestand, sodass Tausende an einer Krankheit starben, die noch vor einem Jahrzehnt lachhaft gewesen war.

Wegen der vielen Leichen hatte Mutter, als das Grundwasser mit dem Frühlingsregen wieder stieg, befunden, dass der Weiher sie nicht nur retten, sondern auch töten konnte. Das simple Wasseraufbereitungssystem hatte sie aus *National Geographic*. Dazu wurden Dachbleche von der alten roten Scheune im Garten ausgelegt und die Enden mit Steinen beschwert, damit sie nicht wegweht wurden. Dann wurden Plastikflaschen mit Wasser aus dem Weiher befüllt und nach und nach auf den Blechen ausgelegt. Das funktionierte allerdings nur an

wolkenlosen Tagen, denn es dauerte volle acht Stunden, bis die UV-Strahlen alle Bakterien im Wasser abgetötet hatten.

Obwohl es in der letzten Zeit abends kühler wurde, brannte die Morgensonne in Lynns Nacken, als sie den ersten Gang zum Weiher machte, um Wasser zu holen. Es war ein schöner Tag, und das bedeutete stundenlange Arbeit. Sie drückte den Rand des ersten Eimers unter Wasser, darauf bedacht, nicht den schlammigen Boden aufzuwirbeln. Immer wieder setzten sich Schmutz und Algen in den Sammel tanks fest, egal wie vorsichtig sie war. Um den zweiten Eimer einzutauchen, bewegte sie sich am Ufer entlang ein Stück weiter.

Als er voll war, stellte sie beide Eimer auf dem schlammigen Ufer ab und hob beide Arme, um Mutter anzuzeigen, dass sie bereit war für den Marsch zur Scheune. Sonnenlicht blitzte auf dem Gewehrlauf, als Mutter ihr folgte, den Horizont nach dem leisesten Hinweis auf einen Beobachter absuchend. Lynns Oberarme zitterten, nachdem sie die dreißig Meter bis zu den Scheunentoren zurückgelegt hatte. Sie stellte beide Eimer ab, bevor sie das schwere Tor zur Seite aufzog.

Dort in der Dunkelheit standen die Wassertanks; Staubkörnchen schwebten auf ihre langen weißen Körper herab. Früher hatte man darin Chemikalien hinaus zu den jetzt brachliegenden Feldern gebracht. Mutter sagte, sie hätte sie wieder und wieder ausgespült, aus Angst, sie und Lynn könnten sich mit demselben Wasser vergiften, auf das sie zum Überleben angewiesen waren.

Als Lynn die Leiter hoch auf einen Tank kletterte, fiel ihr wieder ein, wie Mutter ihr erzählt hatte, dass sie einen

Schlauch an den Wasserhahn angeschlossen und ihn in den Tank hatte hängen lassen, bis das Wasser abgestellt worden war. Lynn wusste, dass sie ihre ersten Schlucke aus diesen Tanks mit Leitungswasser, das klar wie Kristall gewesen war, genommen hatte. Aber sie konnte sich nicht mehr daran erinnern. Das einzige Wasser, das sie kannte, war dreckig und schmeckte leicht nach Fisch. Und sie war dankbar für jeden Tropfen.

Sie drehte den Plastikdeckel des Tanks ab und schüttete den Inhalt der beiden Eimer hinein, darauf lauschend, wie sich das Geräusch des fallenden Wassers mit dem steigenden Pegel änderte. In diesem Tank war das ungereinigte Wasser aus dem Weiher. Der andere war halb voll mit Wasser von den Dachblechen. Damit füllten sie im Winter den kleineren Viertausend-Liter-Tank im Keller, wo sie wohnten.

Lynn drückte den Deckel wieder auf den Tank und blieb einen Moment mit gespreizten Beinen sitzen, müde bei dem Gedanken an die viele Arbeit, die auf sie wartete. Gestern Nacht hatte sie kaum geschlafen, sondern die Schlackensteinwände des Kellers angestarrt und an die beiden Rauchsäulen am Himmel gedacht. Mutter hatte gar nicht geschlafen. Auch als sie schließlich doch eingedöst war, hatte Lynn gehört, wie Mutters Finger gegen den Gewehrlauf tippten. Trotzdem war sie schon wieder auf dem Dach, noch bevor Lynn ihr Feldbett verlassen hatte, spähte zum Horizont und wartete auf ein Ziel.

Lynn bahnte sich einen Weg durch das hohe Gras des Gartens zu der rostigen Antenne an der Hausseite. Als sie endlich auf das Dach kletterte, war sie mit einem dünnen Schweißfilm bedeckt. Sie wischte sich ein paar

Tropfen aus den Augen und rutschte zu den Schindeln neben ihre Mutter.

»Warm heute.«

»Gut zum Reinigen«, sagte Mutter abwesend, das Auge immer noch fest an das Zielfernrohr gedrückt. Lynn streifte den Gewehrriemen über die Schulter und nahm die Waffe herum, um zu sehen, wonach Mutter Ausschau hielt.

»Kein Rauch heute Morgen«, sagte sie. »Glaubst du – «

Ein durchdringendes Summen schnitt durch die Luft. Alle ihre Muskeln spannten sich an, aber dank der jahrelangen Übung drückte Lynn nicht den Abzug. »Was ist das?«

Die dünne Linie von Mutters Mund bog sich nach unten. »Das ist Stebbs«, sagte sie. »Er hat einen Holzspalter.«

Lynn wandte ihr Visier nach Südwesten, wo sie ihren einzigen Nachbarn ausmachte. Seine dunkle Silhouette war von der Waldgrenze kaum zu unterscheiden.

Mutters harte Stimme passte zu der Form ihres Mundes. »Macht dein Bein dir zu schaffen, jetzt wo du älter wirst? Wie weit musstest du gehen, um den zu finden?«, fragte sie, und Lynn wusste, dass die Fragen nicht für sie bestimmt waren.

»Ein Holzspalter«, wiederholte Lynn und lenkte endlich Mutters Aufmerksamkeit weg von Stebbs. »Was macht der?«

»Er spaltet Holz.«

Lynn tauschte das Gewehr gegen das Fernglas, um Stebbs und seinen Holzspalter genauer zu betrachten. Sie sah zu, wie er einen enormen Baumstumpf daraufhievte.

In Sekunden teilte der Spalter ihn erst in zwei, dann in vier Teile. »Sieht aus, als wäre er nützlich«, sagte sie.

»Das ist er sicher. Außerdem wird er mit Benzin betrieben. Das ist nicht einfach zu finden.«

»Wir haben den Tank.« Lynn wies auf den metallenen Container, der gleich neben der Scheune stand, versteckt hinter den Wacholderbüschen.

»Der ist für Notfälle.«

»Notfälle«, echote Lynn. »Wozu würdest du das Benzin brauchen?«

»Für den Laster.« Mutter sah sie nicht an, als sie antwortete. »Um nach Süden zu fahren.«

»Ich gehe nicht«, sagte Lynn. Sie spürte, wie eine Angst vor dem Unbekannten in ihr aufstieg und ballte instinktiv die Fäuste. »Ich gehe hier nicht weg.«

Das war eine alte Diskussion, die sie jedes Jahr im Herbst hatten: ob sie in den kommenden kalten Monaten bei der sicheren Wasserquelle bleiben oder nach Süden ziehen sollten, dorthin, wo es wärmer war, und darauf vertrauen, dass sie auch dort trinkbares Wasser fanden, das noch niemand für sich beanspruchte und verteidigte. Für Lynn war es nie eine Frage. Sie wusste, wo im Frühling die Brombeeren wuchsen, welches Ufer des Weihers die Fische für ihre Laichbetten bevorzugten. Wenn sie abends den Gesängen der Frösche lauschte, verspürte sie einen wilden Stolz, dass sie etwas hören durfte, das so selten in ihrer Welt war, und dass es ihre Kugeln waren, die den Weiher sicher machten. Ihre Füße traten auf diesem schrägen Dach sicherer, als sie es je auf dem ebenen Boden einer nicht enden wollenden Straße tun würden.

»Holz sammeln ist viel Arbeit, und es zu schneiden noch mehr«, sagte Mutter. »Wenn wir nur ein paar Hundert Meilen nach Süden gehen, werden wir im Winter nicht erfrieren.«

»Ein paar Hundert Meilen ohne Wasser bringen uns eher um als der Schnee.«

Mutter seufzte. »Ich hätte mich auf den Weg machen sollen, als du noch nicht sprechen konntest und ich dich noch hier wegtragen konnte. Wir reden später noch einmal darüber. Ich werde nicht jünger, weißt du.«

»Und ich werde nicht weniger dickköpfig«, gab Lynn zurück.

Mutter stand von den Schindeln auf, und Lynn folgte ihr, als sie begriff, dass die Unterhaltung beendet war. Als Lynn, die als Erste die Antenne hinunterkletterte, noch einmal hochblickte, sah sie, dass Mutter am Rand des Daches innegehalten hatte, den Blick nach Süden gerichtet.

»Ein Holzspalter«, murmelte sie. »Arschloch.«



# ZWEI

**D**as Gewitter, das an diesem Nachmittag niederging, hatte eine gute und eine schlechte Seite. Zwar bekam nun das Wasser, das Lynn auf den Blechen zum Reinigen ausgelegt hatte, nicht acht volle Stunden Sonne, doch es fiel Leben vom Himmel. Alle Behälter, die sie besaßen, von Plastikmessbechern über Zwanzig-Liter-Eimer bis hin zu alten Glasflaschen, waren im Garten verteilt. Mutter und Lynn liefen durch den Regen hin und her und leerten die vollen Behälter in die Tanks in der Scheune, um dann gleich wieder nach draußen zu rennen und jeden nur möglichen Tropfen aufzufangen.

»Das ist ein guter Regen«, sagte Lynn, als sie beide kurz in der Scheune verschnauften. »Dieser Tank ist fast voll. Es ist nur noch ein leerer übrig.«

»Es ist nie genug«, sagte Mutter. »Vergiss das nicht.«

Nach dem Gewitter kamen wie immer die Tiere hervor. Die Würmer und Maulwürfe flüchteten aus den überfluteten Tunneln an die Oberfläche. Die Würmer zogen die Vögel an, die Maulwürfe die Katzen, und die Vögel und Katzen die Spitze der Nahrungskette – die Kojoten. Mutter sagte, als sie noch ein Teenager war,

hatte man nur selten welche zu Gesicht bekommen, meist mitten in der Nacht, wenn die Scheinwerfer sie kurz erfassten. Jetzt jagten sie am helllichten Tag, und die Neugier trieb sie nachmittags dicht bis ans Haus heran.

»Da ist er«, murmelte Mutter leise, als sie gemeinsam durch den Garten gingen und den letzten Rest des Regenwassers einsammelten. »Dieser riesige Mistkerl«, sagte sie und reichte Lynn das Fernglas. »Guck.«

Lynn stellte es ein und hob es an die Augen. »Ich würde sagen, sechzig, vielleicht fünfundsechzig Pfund, was meinst du?«

»Vielleicht mehr.«

Lynn beobachtete ihn durch das Fernglas. Er führte ein kleines Rudel Futtersuchender, zwei zottelige Kreaturen, die im Gehen spielerisch nacheinander schnappten. Ihr Anführer hatte die Nase konzentriert am Boden. Als es am Horizont aufblitzte, hoben sie die Köpfe, und Lynn wandte den Blick nach Südwesten.

»Stebb zielt auf ihn«, sagte sie.

»Was?« Mutter spähte mit zusammengekniffenen Augen in die Ferne.

Lynn stellte wieder das Fernglas scharf und warf einen längeren Blick hindurch. »Er hat das Kaliber .30–30 genommen, das mit dem Zielfernrohr.«

»Dann guckt er wahrscheinlich nur hindurch. Ich bezweifle, dass er auf einen Kojoten schießt, egal wie groß er ist.«

Lynns Blick wanderte zurück zu dem Rudel. Der Anführer drehte sich um, verärgert über den Mangel an Engagement seiner Kameraden, und drückte einen am Hals

zu Boden. Dann ließ er ihn langsam wieder aufstehen, und die beiden Kleineren rollten sich herum und zeigten unterwürfig ihre Bäuche. »Meinst du, er sollte?«

»Normalerweise würde ich sagen, nein, verschwende keine Kugel an einen Kojoten, vor allem keine dreißig-dreißig. Das Fleisch ist zu zäh. Man verbrennt mehr Energie dabei, es zu kauen, als es einem liefert.« Sie streckte eine Hand nach dem Fernglas aus, und Lynn gab es ihr herüber. »Aber das ist ein großer Bursche ... er muss abgeschossen werden.«

Lynn sah die Reflektion der Sonne auf Stebbs' Gewehr glitzern, als er es herunternahm.

»Arschloch«, murmelte Mutter. »Er feuert das Gewehr so selten ab, dass er es wahrscheinlich nie putzen muss. Dabei fällt mir ein: Bring unser Putzzeug mit rauf aufs Dach, wenn du kommst.«

Lynn goss den letzten Rest Regenwasser in den Scheunentank und schüttelte den letzten Tropfen aus jeder Flasche, Tasse und Schale. Als sie zur Antenne ging, durchnässte der Regen, der immer noch an dem hohen Gras hing, ihre Jeans. Ein Schauer überlief sie, der sie den ganzen Abend nicht loslassen würde.

»Ich habe daran gedacht, jagen zu gehen«, sagte Mutter, als sie ihre Gewehre reinigten. Ihr Ton war beiläufig, aber die Bemerkung ließ Lynn innehalten.

»So früh? Es gibt doch noch gar keinen richtigen Frost. Das Fleisch wird sich nicht halten.«

»Ich dachte, wir könnten dieses Jahr räuchern, statt es einzufrieren. Mit einer Räucherammer ziehen wir nicht groß die Aufmerksamkeit auf uns. Geräuchertes Fleisch schmeckt besser, es lässt sich einfacher lagern, und wir

können es sofort erledigen und brauchen uns dann keine Sorgen mehr darum zu machen.«

»Aber was ist mit Feuerholz? Wie viel brauchen wir zum Räuchern?«

»Das sollte kein Problem sein«, antwortete Mutter, während sie die Stange in den Lauf ihres Gewehrs rammte. »Für das Feuer einer Räucherammer braucht man Grünholz, und das meiste, das wir in dem Ofen im Keller verbrennen, ist – «

»Trocken«, unterbrach sie Lynn. »Wie viel Grünholz?«

»Für vier oder fünf Tage, kommt drauf an, wie groß das Wild ist, das ich erlege.«

Lynn stieß den Ladestock unnötig heftig in ihr Gewehr.

»Das gefällt dir nicht«, bemerkte Mutter.

»Nein, tut es nicht. Es ist dumm, Holz zum Räuchern von Fleisch zu verwenden, das wir nicht mehr essen können, weil wir erfroren sind.«

»Und es ist dumm, Holz zu lagern, um im Warmen zu verhungern.«

Schweigend lud Lynn ihre gereinigte Waffe, spannte den Hahn, betätigte die Sicherung und legte sie auf das Dach. »Ich verstehe nur nicht, warum wir es nicht wie immer machen können. Auf den Winter warten, ein Reh töten, das Fleisch einfrieren.«

»Weil wir auf der Flucht kein gefrorenes Fleisch essen können. Räucherfleisch, ja. Die Dinge haben sich geändert«, antwortete Mutter, deren Blick zum südlichen Horizont wanderte. »Und wir ändern uns mit ihnen.«

Lynn saß neben einem Dachblech und beobachtete fasziniert, wie die Sonne auf den Hunderten von Plastikfla-

schen glitzerte. Wegen des Regens hatte diese Charge am Tag zuvor nicht die vollen acht Stunden abbekommen, aber heute brannte die Sonne wieder und ließ die Temperatur des Bleches so weit ansteigen, dass Lynn die Hitze, die die Flaschen ausstrahlten, spüren konnte. Mutter war auf dem Dach und hielt Wache. Ihr Zielfernrohr blitzte auf, wenn sie umherwanderte.

Solch ein fauler Nachmittag war selten. Normalerweise würde Lynn Holz schneiden, während die Flaschen sich aufheizten, doch heute wollte Mutter, die immer noch an die mögliche Gefahr im Süden dachte, sie nicht aus den Augen lassen. Also saß sie auf einem umgedrehten Eimer und klopfte mit dem Drahtenkel gegen die Seite, um nicht einzudösen.

Einmal, als sie noch nicht schwimmen konnte, war ihr ein Eimer abhandengekommen. Sie war nicht viel größer als der Eimer gewesen, sodass das Gewicht des hineinfließenden Wassers sie nach vorne gezogen hatte. Die Angst, ihn zu verlieren, war so groß gewesen, dass sie sich daran festgeklammert hatte, bis sie keine Luft mehr bekam. Der Draht des Henkels hatte ihr in die kleinen Finger geschnitten, als sie strampelnd versuchte, an die Oberfläche zu kommen, ohne den Griff zu lockern. Bis Mutter vom Dach herunter war und zu ihr heruntertauchen konnte, um ihre verkrampften Finger von dem Henkel zu lösen, sah sie rote Punkte vor Augen. Triefend nass hatten sie beide am Ufer gesessen, Mutter so erschüttert, dass sie Lynn nicht einmal wegen des verlorenen Eimers oder dem vergeudeten Wasser, das aus ihren Kleidern tropfte, ausschimpfte.

Dieser Eimer lag jetzt unten auf dem Grund, nicht weit

entfernt vom Rand. Lynn nutzte ihn als Markierung, um zu erkennen, ob es in trockenen Sommern nicht genug geregnet hatte. Im Jahr zuvor hatte sie den weißen Plastikgriff oben an dem Henkel ausmachen können. Als der Wasserstand fiel, hatte er nur ungefähr dreißig Zentimeter unter der Wasseroberfläche geschwebt. Mit jedem Tag war er deutlicher zu erkennen gewesen und hatte einen Stachel der Angst in ihr Herz getrieben, als sie die Gewissheit überkam, dass dies das Jahr war, in dem sie es nicht schafften. Dass dies das Jahr war, in dem sie starben. Damals hätte sie ihn packen können, wiedergutmachen, dass sie ihn vor so vielen Jahren verloren hatte. Aber ihn zurückzubekommen hieß auch, dass ein langsamer Tod durch Verdursten immer wahrscheinlicher wurde.

Das Rascheln von Gras holte Lynn in die Gegenwart zurück. Doch sie bewegte sich nicht. Ein Schnauben ertönte plötzlich ganz in der Nähe, unverkennbar ein tierischer Laut. Langsam griff sie nach dem Gewehr zu ihren Füßen. Währenddessen teilte sich das Gras auf der anderen Seite des Bleches, und eine lange dunkle Schnauze erschien.

Aus der Nähe war der riesige Mistkerl massiger, als sie erwartet hatte. Als sich Haushunde den wilden Kojoten anschlossen, hatten ihre Gene ihren ungezähmten Cousins eine größere Statur verliehen. Sie betrachteten sich eine Weile aufmerksam. Sein Blick huschte zu ihrer Hand, als sie sich um den Gewehrgurt krümmte. Ein weiteres Schnauben, dann war er fort und sprang zurück in das hohe Gras.

Lynn atmete langsam aus. Er hatte sie nicht offen bedroht. Doch sie hatte die Intelligenz in seinen Augen

gesehen. Er hatte sie beobachtet, als sie vor sich hingeträumt hatte, und hatte sogar geschnaubt, um sie auf sich aufmerksam zu machen. Der Griff nach dem Gewehr hatte gereicht, um ihn zu verschrecken. Vermutlich wusste er, was Schusswaffen waren und was sie anrichten konnten. Und auch, dass sie ohne ihre Waffe keine Bedrohung für ihn war.

Sobald er weg war, rannte Lynn durch das Gras. Sie versuchte erst gar nicht, den instinktiven Drang zu der Antenne zu laufen, zu unterdrücken. »Hast du das gesehen?«, fragte sie, sobald sie den ersten Fuß auf die Schindeln setzte. »Hast du gesehen, dass dieser riesige Mistkerl bis in den Garten gekommen ist?«

»Ich habe ihn vor einer Weile durch die Wiese hinterm Haus laufen sehen«, sagte Mutter. Die Klängen der Gartenschere in ihren Händen schnappten um einen Ast des Ahornbaums, der dem Dach zu nahe gekommen war. Sie wartete auf das Krachen unter ihnen, bevor sie weiter sprach. »Aber ich dachte, dass er sich ein paar Marmeladentiere aus der Scheune holen will.«

Lynn schnaubte. »Er wollte sich mich holen.«

Mutter blickte über ihre Schulter. »Er hatte keine Angst vor dir?«

»Erst als ich nach meiner Waffe gegriffen habe, dann ist er abgehauen.«

Mutter wandte sich wieder dem Ahornbaum zu und betrachtete mit den Händen in den Hüften ihr Werk. »Wir haben im Moment größere Sorgen als Kojoten.«

»Es sei denn, es kommt niemand«, sagte Lynn und sprach damit die Hoffnung aus, die sich in ihr regte, seit die Tage vergingen, ohne dass etwas geschah. »Es sei

denn, sie sind weg und du bist nur –« Sie verstummte abrupt, als ihr klar wurde, was sie hatte sagen wollen.

Mit hochgezogenen Augenbrauen wandte Mutter den Blick von den Bäumen ab. »Paranoid? Du wärst nicht die Erste, die das denkt.«

Lynn sah weg, und Mutter blickte wieder nach Süden. »Du solltest jetzt besser ein wenig schlafen«, sagte sie. »Ich wecke dich dann. Wir bleiben heute Nacht auf dem Dach und schlafen in Schichten.«

»Warum heute Nacht?«

»Die ganze Saison über sind derselbe Bock und seine beiden Kühe zum Zaunstreifen gekommen, aber heute Nachmittag hat er sie weggedrängt, damit sie nicht dort grasen. Sie sind weggerannt, mit aufgerichteten Schwänzen. Sie haben eine Gefahr gewittert, das war ganz deutlich zu sehen. Wer immer es auf uns abgesehen hat, sie sind im Zaunstreifen und warten darauf, dass wir eine Dummheit machen.«

Sie wechselten sich mit Schlafen ab, bis die Sonne unterging, dann saßen sie schweigend kameradschaftlich nebeneinander, die Gewehre über den Knien, und lauschten dem Singen der Grillen.

»Die Grillen haben heute Abend viel zu sagen«, meinte Lynn abwesend.

Mutter grunzte zustimmend. »So ist es immer vor dem ersten harten Frost«, sagte sie. »Als wenn sie wüssten, dass sie es jetzt loswerden müssen, weil sie später keine Gelegenheit mehr zum Singen haben.«

Die Dämmerung senkte sich herab, und Tiefnebel kroch von den Feldern heran, und nahm ihnen rundherum auf sechzig Metern die Sicht.



»Was tun wir, wenn es ganz dunkel ist?«, flüsterte Lynn. »Wenn sie kommen?«

»Schieß dorthin, wo du etwas hörst. Ich habe die Bäume beschnitten, deshalb liegt Gestrüpp um das Haus herum. Sie können unmöglich leise sein. Ein paar Schüsse müssten reichen, um sie zu vertreiben.«

»Und wenn nicht?«

»Wenn nicht, hab keine Angst, wenn ich die Waffe auf dich richte.«

»Was?« Bei der Vorstellung, am Ende eines Gewehres zu stehen, das Mutter hielt, wurde Lynns Stimme schrill vor Panik.

»Es gibt Dinge, die ich dir nicht gesagt habe«, sagte Mutter leise, die Augen von Lynns Gesicht abgewendet. »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt; ich will nicht, dass du abgelenkt bist. Du musst nur wissen, dass es böse Männer in dieser Welt gibt, und schnell durch die Hand deiner Mutter zu sterben ist besser, als ihnen in die Hände zu fallen.«

Lynn schluckte hart und kämpfte gegen das an, was in ihrer Kehle aufstieg. »Ja, Mutter.«

Als die Dunkelheit kam, saßen sie still nebeneinander, Schulter an Schulter, und blickten nach Süden.

# DREI

**S**tunden später riss Mutters Stimme Lynn aus dem Schlaf.

»Weißt du noch, was du mich vorhin gefragt hast? Was wir tun, wenn sie im Dunkeln kommen?« Sie zeigte zu dem Feld im Süden. »Diese Idioten haben Taschenlampen.«

Sie legten sich flach auf die Schindeln, spannten ihre Gewehre und zielten in Richtung der Lichterreihe, die auf sie zukam. Mutter zählte leise.

»Ich sehe sieben«, sagte sie. »Ich nehme den ganz links, wahrscheinlich brechen die anderen nach rechts aus, wenn er fällt.« Sie hob das Gewehr an die Schulter. »Am besten du zielst in diese Richtung.«

»Ja, Mutter«, sagte Lynn und hob auch ihre Waffe.

Das Krachen von Mutters Gewehr erschreckte Lynn, obwohl sie darauf vorbereitet gewesen war. Sofort zerstreuten sich die Lichter, bis auf das äußerste linke, das zu Boden fiel und dort blieb. In ihrer Aufregung gab Lynn den ersten Schuss zu weit nach rechts ab, woraufhin die Männer in alle Richtungen auseinanderliefen. Mutters Gewehr feuerte erneut, und noch ein Licht fiel zu Boden, reglos. Verärgert schoss Lynn noch einmal und brachte ein Licht zu Fall.

»Hör mal kurz auf und horche«, sagte Mutter.

Lynn spannte ihre Waffe, nicht auf die warme Hülse achtend, die auf ihrem Arm lag. Obwohl sie zuerst in Panik auseinandergelaufen waren, konnte sie keine Schreie oder Warnrufe hören. Die verbliebenen Lichter kamen zu einer Gruppe zusammen und rührten sich dann nicht mehr.

»Was tun sie – «

»Pst«, sagte Mutter. »Horch.«

Die Lichter bewegten sich nicht, und die vollkommene Stille der Nacht überwältigte Lynn. Obgleich es kühl war, rollte ihr ein Schweißtropfen die Nase herunter. Sie wischte ihn weg. Eine erschrockene Grille nahm ihren Gesang wieder auf, in den die anderen sofort einstimmten. Bald war es ein ganzer Chor. Die Lichter bewegten sich immer noch nicht.

»Glaubst du, sie haben aufgegeben?«

»Nein«, sagte Mutter angespannt. »Still.«

Die Lichter blieben weiter, wo sie waren, doch die Grillen waren verstummt.

»Da kommen sie«, sagte Mutter überzeugt und spannte den Hahn. »Ziele dorthin, wo du etwas hörst. Sie haben ihre Lampen fallen gelassen.«

Kurz darauf raschelte das Feldgras. Lynn schoss. Das Geräusch hörte auf, aber dann hörte sie etwas anderes, ein leises Stöhnen, das nur bedeuten konnte, dass sie ihr Ziel getroffen hatte. Danach herrschte wieder Stille. Die Stimme eines Mannes schnitt durch die Nacht, ein Laut, der Lynn so fremd war, dass sie zusammenzuckte.

»Kommt jetzt da runter, Mädels. Wir wissen, dass ihr

da oben seid«, rief er. Seine Stimme war näher als erwartet.

»Und jetzt weiß ich, wo du bist, du dämlicher Hurenso-« Mutter benutzte ein Wort, das Lynn noch nie gehört hatte, und feuerte einmal ihre Waffe ab. Das Geräusch eines Körpers, der zu Boden fiel, folgte. Minuten vergingen, in denen nichts geschah und sie nur das leise Stöhnen des Mannes hörten, den Lynn verwundet hatte.

»Was war das für ein Wort, das du gesagt hast?«, fragte Lynn, als sie ihre Neugier nicht mehr im Zaum halten konnte.

»Das ist jetzt nicht wichtig.«

Eine Grille zirpte, doch als der verwundete Mann wieder aufschrie, verstummte sie. Lynn glaubte weiter weg vom Haus eine Bewegung zu hören, und Mutters gespannter Körper zeigte ihr, dass auch sie es gehört hatte. Es wurde leiser, und fast eine Stunde lauschten sie angestrengt, hörten aber nichts außer dem gelegentlichen Wimmern des Verwundeten.

»Ich glaube, sie sind weg«, sagte Lynn.

»Ja«, stimmte Mutter ihr zu, deren Augen vergebens die Dunkelheit absuchten. »Wir bleiben hier oben auf dem Dach, gehen am Morgen runter und holen uns die Taschenlampen. Die kommen uns gelegen.«

Wieder drang aus dem Gras ein leises Stöhnen herauf. »Das war ein guter Schuss«, sagte Mutter und deutete mit einem Nicken dorthin.

»Nicht gut genug.«

Mutter zuckte die Achseln. »Es war dunkel.« Sie erhob sich und streckte ihren steifen Körper, ein Zeichen, dass sie sich wirklich sicher fühlte. »Du wirst besser werden.«

Wieder ein Schrei. Mutter leckte an ihrem Finger, hielt ihn in den Wind und schoss einmal in die Nacht.

Dann war Ruhe.

Die Morgensonne enthüllte fünf Leichen. Lynn fand den, den sie erledigt hatte; er hatte am westlichen Ufer des Weihers gestanden. Der Mann, mit dem Mutter gesprochen hatte, lag erschreckend nah am Haus. Bei dem Gedanken, er hätte heimlich die Antenne hochklettern können, während sie dort oben saßen und nach Süden blickten, überlief Lynn eine Gänsehaut. Sie legte die Arme um sich und rieb sie, um sich zu wärmen. Mutter stand von dem Platz auf, wo sie während Lynns letzter Schicht geschlafen hatte, ungerührt vom Anblick des Gemetzels.

»Sie haben die Leichen nicht mitgenommen«, sagte Lynn. »Nicht einmal die, die am weitesten weg sind.« Sie nickte in Richtung der drei, die gefallen waren, als sie noch ihre Taschenlampen gehalten hatten, fast hundert Meter vom Haus entfernt.

Mutter schnaubte verächtlich. »Der Typ Mann, der zu siebt loszieht, um mitten in der Nacht zwei Frauen zu überfallen, geht gewöhnlich nicht zurück, um seine toten Freunde zu holen.« Sie spähte mit bloßem Auge zum Horizont, immer noch auf der Hut. »Siehst du was?«

»Nein, nichts.« Lynn schüttelte den Kopf. »Glaubst du, sie kommen zurück?«

»Kommt drauf an.«

Die Gewehre in der Hand, kletterten sie hinunter. Mutter blieb kurz stehen, um die Leiche des ersten Mannes zu mustern, an dem sie vorbeikamen, der, mit dem sie gesprochen hatte. »Sieht gut genährt aus«, bemerkte

sie, nachdem sie ihn mit einiger Kraft auf den Rücken gedreht hatte. Sie nahm seine Waffe und die Munition und lehnte sie an die Hausseite, dann schleiften sie die Leiche zusammen hinaus auf das Feld, damit die Kojoten sich ihn holten.

Auch die anderen Leichen verrieten ihnen nicht mehr. Keinem der Männer hatte der Hungertod gedroht. Lynn und Mutter erleichterten die Leichen um ihre Waffen und fanden sogar ein Paket Streichhölzer in der Hosentasche des Mannes, der in der Nähe des Weihers lag. Lynn entdeckte, dass ihr Schuss ihn an der Kniescheibe getroffen hatte, und bei dem Gedanken verzog sie das Gesicht. Das säuberliche, runde Loch mitten in der Brust, das es schließlich beendet hatte, stammte von Mutter. Er war nicht groß, und Lynn betrachtete ihn ein wenig länger als die anderen, um zu verstehen, warum er ihr anders vorkam.

»Ich würde sagen, er ist nicht viel älter als du«, sagte Mutter, als sie es bemerkte.

»Wirklich?« Lynn nahm sein Gesicht genauer in Augenschein. »Woran siehst du das?«

»Na ja«, Mutter spähte hoch zum Himmel, während sie überlegte, was sie antworten sollte. »Ich denke, daran, dass seine Haut noch nicht so hart aussieht, er hat noch etwas kindlich Weiches an sich.«

Lynn beugte sich vor und versuchte zu sehen, was Mutter meinte.

»Außerdem hat er noch nicht viel Bartwuchs.« Mutter fasste sich an ihr eigenes Gesicht, wie zur Veranschaulichung. »Und er ist klein gebaut. Halt mal deinen Fuß neben seinen, um zu sehen, ob seine Stiefel dir passen.«

Den anderen Männern hatte Lynn sofort angesehen, dass sie ihre Feinde waren. Aber dieser hier, mit seinen kleinen Händen und den Augen, die selbst im Tod noch klar waren, setzte ihr zu. »Nein«, sagte sie. »Ich glaube, das mache ich lieber nicht.«

Mutter sah sie vorsichtig an. »Es ist wahrscheinlich an der Zeit, dass ich – «

An der südwestlichen Ecke des Waldes blitzte ein Licht auf. Sofort warfen sie sich flach auf den Bauch, die Gewehre im Anschlag. Durch das Visier sah Lynn Stebbs, der ebenfalls ein Gewehr an der Schulter hatte, und in ihre Richtung spähte. Zu ihrer Überraschung stand Mutter auf und winkte ihm mit einem Arm. »Ja, uns geht es gut«, sagte sie leise. »Arschloch.«

Mutter sah zu Lynn herunter, die noch immer ausgestreckt im Gras lag, den Gewehrlauf auf dem Rumpf des toten Jungen. »Mit dem musst du mir nicht helfen, wenn du nicht willst.«

»Kein Problem.« Zum Beweis packte Lynn ihn unter den Armen und zog ihn weg, bevor Mutter sich rühren konnte, um ihr zu helfen. Als sie aus dem Feld zurückkam, baumelten seine zusammengeknoteten Stiefel von ihrem Hals. Sie waren schöner als ihre eigenen, neuer, mit Stahlkappen.

Die Schusswaffen und die Munition der Männer wanderten in die alte Reisetruhe, die Mutter im Gemüsekeller versteckt hatte. Da sie seit Jahren jeden, der sich dem Haus näherte, erschossen, hatten sie mittlerweile einen ganz ordentlichen Vorrat an Waffen und Munition, aber sie beide blieben bei den Gewehren, mit denen sie schießen gelernt hatten und deren Kolben vom jah-



Mindy McGinnis

**Bis zum letzten Tropfen**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-453-26897-5

Heyne

Erscheinungstermin: August 2014

In einer Welt ohne Wasser kann jeder Tag der letzte sein

Nach einer Choleraepidemie und dem Zusammenbruch der Zivilisation ist sauberes Wasser das wertvollste Gut. Die sechzehnjährige Lynn hat schon früh gelernt, es um jeden Preis zu verteidigen. Gemeinsam mit ihrer Mutter bewohnt sie ein einsames Farmhaus und verbringt ihre Tage damit, Brennholz und Nahrung zu beschaffen. Und den Teich hinter dem Haus vor durstigen Eindringlingen zu schützen. Als eines Tages ein Fremder auftaucht und Lynn und ihre Mutter Fußspuren um den Teich herum entdecken, wird ihnen sofort klar, dass jemand ihre geheime Quelle entdeckt hat. Der Ernstfall, auf den Lynn seit Jahren vorbereitet ist, scheint einzutreten. Eigentlich hat sie keine Angst. Doch dann wird ihre Mutter von Kojoten schwer verletzt. Und Lynn muss sich in den umliegenden Siedlungen Hilfe suchen, denn allein kann sie die Farm nicht retten.